Werk

Titel: Aus Ostturkestans Vergangenheit

Autor: Thomsen, Vilhelm

Ort: Berlin und Leipzig

Jahr: 1925

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?862436583_0005|LOG_0006

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Aus Ostturkestans Vergangenheit.

Von
Vilhelm Thomsen.

Selten hat, selbst in unsrer an Entdeckungen so reichen Zeit, irgendeine Stätte der Wissenschaft so bemerkenswerte und überraschende Aufschlüsse über ihre längst entschwundene Vergangenheit gebracht wie Ostturkestan.

Ostturkestan oder Chinesisch-Turkestan bildet, wie man aus jeder Karte ersehen kann und wovon man besonders durch SVEN HEDINS Reiseschilderungen eine Vorstellung gewonnen haben wird, ein ungeheuer großes Becken, das auf fast allen Seiten von einigen der höchsten Bergketten der Welt umgeben ist: im Norden vom T'ien-schan, dem „Himmelsgebirge", im Westen vom Pamir, im Südwesten vom Karakoram-Himalaya, über dessen Pässe die Verbindung mit dem nordwestlichen Indien geht, und im Süden vom Küen-lün, der es von Tibet trennt. Nur gegen Osten ist es verhältnismäßig offen und geht über niedrigere Höhenzüge und die Lobnor-Sümpfe über

---

[Anmerkung des Übersetzers. Der hochverehrte Altmeister der Turkologie hat vor zehn Jahren Gelegenheit genommen, in der dänischen Zeitschrift *Vor tid* I, 1914/15 zusammenfassend über den Gang und die Ergebnisse der Expeditionen in Ostturkestan zu berichten. Der Reichtum der Gesichtspunkte, die sorgfältige Scheidung zwischen gesicherten und hypothetischen Ergebnissen, die Klarheit der Darstellung, vor allem aber die auch auf diesem Gebiet von allen anerkannte Autorität des Verfassers geben dem Aufsatz eine Bedeutung, die es wünschenswert erscheinen ließ, ihn deutschen Lesern leichter zugänglich zu machen. Die Übersetzung ist mit gütiger Erlaubnis des Verfassers und des Verlages, nach dem an einigen Stellen ergänzten Wiederabdruck in THOMSEN's *Samlede Afhandlinger* Bd. III (Kopenhagen 1922) S. 293—324 angefertigt. Der Aufsatz ist sachlich noch heute in keinem wesentlichen Punkte veraltet, nur sind inzwischen die Veröffentlichungen der archäologischen und literarischen Materialien wesentlich vervollständigt worden, so daß an einigen Stellen die Hinzufügung von bibliographischen Hinweisen, die in [] gesetzt worden sind, erforderlich war. Von früheren deutschen Zusammenfassungen dieser Forschungen wären vor allem zu nennen W. GEIGER, *Die archäologischen und literarischen Funde in Chinesisch-Turkestan und ihre Bedeutung für die orientalische Wissenschaft*, Erlanger Universitätsrede 1912 und H. LÜDERS, *Über die literarischen Funde von Ostturkistan*, in *Sitzb. Preuß. Akad. Wisssch.* 1914, S. 85 ff.

Breslau, 5. Januar 1925. Hans Heinrich Schaeder.]

in die große Wüste Gobi und südlich davon in die chinesische Provinz Kan-su mit den Hauptstädten Su-čou und Kan-čou. Das Innere ist zum allergrößten Teil Sandwüste (Taklamakan). Zahlreiche Spuren zeigen, wie Flugsand und Löß im Lauf der Zeiten sich mehr und mehr ausgebreitet und an manchen Stellen früher bewohnte oder jedenfalls verhältnismäßig fruchtbare Strecken verschluckt und begraben haben. Übrigens ist es im wesentlichen nur der vom Tarimfluß mit allen seinen Zuläufen in einem großen Bogen durchströmte nördlichere Teil, der sich in größerem Umfang für Ackerbau eignet, was in dem dürren Klima nur mit Hilfe von künstlichen Bewässerungsanlagen möglich ist. Auch von den Bergen im Süden kommen zahlreiche Wasserläufe oder Flüsse, die — obwohl sie zum größten Teil früher oder später im Sande versiegen — an verschiedenen Stellen fruchtbare und bewohnbare Oasen hervorzubringen vermögen. Von solchen Oasen, zum Teil mit recht ansehnlichen Städten, sind zu nennen: am weitesten nach Westen Kaschgar, danach längs dem Südrande Jarkänd, Chotan, Keria, Nija, Čarqlyq, Čerčen u. a., und längs dem Nordrande u. a. Aqsu, Quča, Qarašahr, und am weitesten nach Nordosten Turfan, mit der alten Hauptstadt Choco, jetzt Qara-Choǧa, und Hami (Chomul).

Durch dies Land, teils längs der Nordseite, teils längs der Südseite, ging schon in uralter Zeit der Verbindungsweg zwischen China und dem Westen. Auf diesem Wege wurde z. B. in der Kaiserzeit die Seide von China in das römische Reich geführt, und mancherlei Völker sind, bald aus der einen, bald aus der andern Himmelsrichtung kommend, im Laufe der Zeit hindurchgeströmt oder haben sich in den verschiedenen Oasen niedergeschlagen, von denen seinerzeit im wesentlichen eine jede ihren eigenen kleinen Staat bildete. So finden wir im Laufe des ersten halben Jahrtausends unsrer Zeitrechnung und noch etwas später unter anderm eine Reihe Völker von iranischer und von türkischer Herkunft (unter diesen letzteren bereits seit dem Ende des 3. Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung die von den Chinesen so genannten Hiung-nu, die als das Stammvolk der in Europa eindringenden Hunnen betrachtet werden), aber neben ihnen Völker von indischer Herkunft, ferner Tibeter und manche andern, teils mit bisher unbekannter Sprache, worauf ich weiter unten zurückkommen werde. Nachdem die türkischen Uiguren, wohl etwa im 6. bis 7. Jahrhundert, von Norden in das Land gedrängt worden waren und sich dort allmählich zu Herren gemacht hatten, wurde die türkische Sprache zuletzt alleinherrschend, unter Verdrängung aller älteren Nationalitäten, und das Land erhielt den Namen, mit dem wir es noch heute benennen, *Turkistān*, Türkenland. In der Mitte des 18. Jahrhunderts kam das Land endlich an China, das in früheren Zeiten oft vergebens versucht hatte, sich dort zum Herren zu machen.

Die seit uralter Zeit lebendige Verbindung mit den Kulturländern im Süden und Westen, Indien, Persien und der griechisch-römischen Welt, hat bereits frühzeitig einen starken Einfluß auf diese Länder geübt und hat hier in bunter Mannigfaltigkeit für Ableger jener Kultur eine eigentümliche Heimstätte geschaffen, von deren Bestehen und Umfang wir bis in die neuesten Zeiten kaum eine Ahnung hatten. In erster Linie erweist dieser Einfluß sich in religiöser Hinsicht; aber mit der Religion verbindet sich die Entwicklung in Kunst und Literatur. Hier geht nun der älteste Einfluß, den wir entdecken können, von Indien aus. Von dort kommt im 1. oder 2. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung der Buddhismus nach Turkestan, wo er bald überall festen Fuß faßt und offenbar mit großem Eifer angenommen worden ist. Ringsum werden buddhistische Tempel oder andre Heiligtümer und Klöster erbaut oder eingerichtet. Für die weitere Ausbreitung dieser Religion namentlich in China ist Turkestan wiederum das Mittelglied gewesen.

Neben dem Buddhismus kommen später zwei andre Religionen nach Turkestan, wo sie, wie es scheint, in gegenseitiger Toleranz mit ihm leben. Die eine ist das Christentum in seiner nestorianischen Form, das von syrischen Mönchen gepredigt wird. Namentlich im 8. Jahrhundert gewann es eine nicht geringe Ausbreitung, sowohl hier wie in China, wovon die merkwürdige große Steininschrift von 871 in der alten Hauptstadt von China, Si-ngan-fu, noch die Erinnerung bewahrt hat. Die andre Religion, die ich im Auge habe, ist der Manichäismus, die von dem Perser Mani im 3. Jahrhundert gestiftete eigentümliche Religion. Anderswo verketzert und verfolgt, begann sie, wohl seit dem 6. bis 7. Jahrhundert, eine Heimstätte in Ostturkestan zu finden, wo sie mit ihrer ganzen charakteristischen Hierarchie eine Zeitlang ein blühendes Leben führte, und von wo aus sie sich auch zu den nördlichen Uiguren in der Nordmongolei ausbreitete. Im Jahre 762 wurde der Manichäismus hier offiziell von dem uigurischen Chan eingeführt, und selbst in China begann er seit 631 Einlaß zu finden. Ich werde später wieder auf diese Religion zurückkommen. Inzwischen war eine andre Religion bereits näher gerückt, nämlich der Islam. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte beginnt er auch in Turkestan einzudringen, und nachdem die älteren Religionen ebenso wie die alten Nationalitäten hier eine Zeitlang ein mehr und mehr dahinschwindendes Dasein geführt haben, muß der Islam vom 13. Jahrhundert an als alleinherrschend in dem damals gewiß völlig türkisierten Lande betrachtet werden.

Was wir bis vor ungefähr zwanzig Jahren von den Verhältnissen in Ostturkestan in den ersten 8 bis 10 Jahrhunderten unserer Zeitrechnung wußten, ist sehr wenig und beschränkt sich meist auf zu-

fällige Notizen aus zweiter Hand, besonders in der reichen chinesischen Literatur. Der Hauptgewährsmann ist ohne jeden Vergleich der chinesische Buddhist HIUEN(HÜAN)-TSANG, der 629 als Pilger nach Indien durch Turkestan zog, wo er auf dem Hinweg der nördlichen, auf dem Rückweg der südlichen Straße folgte. In dem von ihm hinterlassenen, außerordentlich wichtigen Werk, das mehrmals in europäische Sprachen übersetzt worden ist, hat er seine ganze Reiseroute beschrieben und, wenn auch zum größten Teil nur in allgemeinen Zügen, so doch in einer Weise, die von scharfem Beobachtungsvermögen und ungewöhnlich lebendigem Interesse zeugt, die Sprach- und Kulturverhältnisse an einer jeden der Stätten geschildert, die er passiert und an denen er überall Glaubensgenossen findet. Seine Mitteilungen werden allezeit ihren Wert behalten, selbst nachdem ein unendlich helleres Licht aufgegangen ist, nun da Turkestan selber uns seine Aladdinshöhle geöffnet hat.

Es waren einige ziemlich zufällige Handschriftenfunde, die vor etwa dreißig Jahren zuerst die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf Ostturkestan hinlenkten und der erste Anlaß dafür wurden, daß es nach und nach gelang, hier geradezu überwältigende Schätze, teils an Kunstwerken, teils an Handschriften in vielen verschiedenen Sprachen und Schriftarten ans Licht zu ziehen. Diese Überreste der Vergangenheit, die sich in dem äußerst regenarmen Klima des Landes und in dem trockenen Flugsande, in dem vieles von ihnen begraben wurde, wunderbar gut erhalten haben, und die jetzt, besonders was die Handschriften anlangt, an leichter zugängliche Orte, namentlich London, Berlin, Petersburg und Calcutta gebracht sind, haben uns mit einem Schlage höchst merkwürdige und bisher unbekannte Sprachverhältnisse kennen gelehrt und uns in eine hohe Kulturentwicklung, die wir hier anzutreffen nicht erwartet hätten, Einblick verschafft.

Im Jahre 1890 kaufte der englische Leutnant BOWER in Quča von zwei türkischen Bauern ein von ihnen gefundenes, auf Birkenrinde geschriebenes Manuskript. Es kam nach Calcutta und erwies sich als indisch, als bei weitem älter denn irgendeine bisher bekannte indische Handschrift und als aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. Das Aufsehen, das es unter den Fachleuten erregte, gab Veranlassung dazu, daß von russischer Seite der Generalkonsul in Kaschgar und von englischer Seite die politischen Agenten auf verschiedenen Stationen ersucht wurden, ihre Aufmerksamkeit auf das etwaige Zutagetreten andrer alter Handschriften zu richten. Auf diesem Wege gelangte das eine und andre teils nach Petersburg, teils nach Calcutta, darunter z. B. einige Manuskripte, die türkische Bauern in Quča gefunden hatten und die einige Zeit im Hause des Kadi als Spielzeug für seine

Kinder gelegen hatten. Unendlich viel ist überhaupt, worüber man sich kaum wundern kann, im Laufe der Zeit infolge des mangelnden Verständnisses der Eingeborenen zugrunde gegangen; Papierhandschriften sind z. B. für Patronen verbraucht worden; aus Handschriften auf Leder oder Haut, die so fein sein kann wie das feinste Handschuhleder, hat man Schuhe gemacht usw.

Noch größeres Aufsehen als die vorerwähnte Handschrift erregte wohl eine andre, ebenfalls auf Birkenrinde geschriebene, übrigens nicht vollständige Handschrift, die der später in Tibet ermordete französische Reisende Dutreuil de Rhins 1892 in Chotan gekauft hatte, und die zusammen mit den übrigen Funden der Expedition nach Paris gesandt wurde. Auf dem 1897 daselbst abgehaltenen Orientalistenkongreß gab der französische Orientalist Senart Mitteilungen über diese Handschrift, die sich gleichfalls als indisch und in der eigentümlichen, steifen Kharoṣṭhischrift geschrieben erwies, die bis dahin nicht als Buchschrift, sondern nur von Inschriften aus dem äußersten Nordwesten Indiens und benachbarten Gegenden bekannt war. Die Entstehungszeit der Handschrift kann danach mit Sicherheit ins 2. Jahrhundert n. Chr. gesetzt werden. Der Inhalt war eine Sammlung von Versen buddhistischen Ursprungs, deren größter Teil in paralleler Überlieferung im Pali, der gewöhnlichen Sprache des Buddhismus, bekannt war, während hier ein bisher unbekannter Prakritdialekt vorlag. Nach seinen charakteristischen Eigentümlichkeiten muß dieser Dialekt eben nach Nordwestindien gehört haben, ja er läßt sich dort noch bestimmter lokalisieren. Merkwürdig genug, konnte der russische Orientalist v. Oldenburg auf demselben Pariser Kongreß erklären, daß der fehlende, etwas größere Teil dieser selben Handschrift sich zufällig in Petersburg befand.

Diese und andre ähnliche, mehr oder minder zufällige Funde mußten bei allen daran Interessierten den Wunsch erwecken, daß in den Gegenden, aus denen sie gekommen waren, systematische Untersuchungen vorgenommen würden, und dieser Gedanke wurde alsbald von verschiedenen Seiten aufgegriffen. Bereits eine von den Finnen Baron C. Munck und Dr. Otto Donner jun. 1898 unternommene Reise nach Chinesisch Turkestan und Westchina erweiterte unsere Kenntnis von dieser Gegend bedeutend. Noch mehr war dies der Fall mit einer Reise, die der russische Akademiker Klementz, der sich bereits früher durch seine archäologischen Reisen namentlich in der Mongolei verdient gemacht hatte, gleichfalls 1898 nach Ostturkestan unternahm, und bei der er namentlich an verschiedenen Ruinenstätten in Turfan und benachbarten Gegenden im nördlichen Teil des Landes arbeitete. Von außerordentlich großer Bedeutung war danach eine Forschungsreise, die der in Indien ansässige, übrigens

in Ungarn geborene Dr. M. AUREL STEIN (jetzt Sir AUREL STEIN) mit Unterstützung der indischen Regierung 1900 bis 1901 im südlichen Teil von Ostturkestan in der Gegend um Chotan unternahm, und die er in dem großen Werk *Ancient Khotan* beschrieben hat. Die umfassenden Ausgrabungen, die er dort vornahm, führten zu höchst interessanten Funden aller Art. Es ist ferner zu erwähnen, daß es ihm auf dieser Reise gelang, einige in Kaschgar zum Vorschein gekommene Dokumente mit rätselhaften Schriftzeichen als ganz moderne Fälschungen zu erweisen und ihren Haupturheber ausfindig zu machen und zu überführen. Es dürfte damit für immer solchen Versuchen ein Riegel vorgeschoben sein, die der seitdem so viel mehr geschärfte und geübte Blick jetzt gewiß auch sogleich entdecken würde.

STEINS auf dem Orientalistenkongreß in Hamburg 1902 vorgelegte bemerkenswerte Funde gaben zusammen mit dem durch KLEMENTZ' Resultate geweckten Interesse den Anstoß zur Entsendung der ersten deutschen Expedition auf Veranstaltung des Berliner Museums für Völkerkunde. Unter Führung von Prof. GRÜNWEDEL und Dr. HUTH arbeitete sie im Winter 1902/3 namentlich in der Gegend von Turfan und untersuchte besonders die Ruinen der alten Uigurenhauptstadt Chočo oder, wie sie auch heißt, Idiqut-šähri („Idiquts Stadt"; Ïdïqut, ursprünglich Ïduq-qut, „Heiliges Glück", „Heilige Majestät", war der alte uigurische Fürstentitel) oder Daqianus (eigentlich der Name eines der heiligen „Siebenschläfer"; ein alter, noch aus buddhistischer Zeit stammender, aber vom Islam noch heute anerkannter Höhlentempel der „Siebenschläfer" befindet sich in dem nahe gelegenen Tojoqtale). Die Ausgrabungen ergaben ein Bild der alten Ruinenstadt, ihrer Mauern, Tempel usw. Die Ausbeute der Reise, darunter ein großer Teil Handschriften, wurde in 46 Kisten nach Berlin gesandt, und die Deutung dieser Handschriften führte bald zu wichtigen Entdeckungen. Um weiter für die Fortsetzung dieser Erforschungen zu wirken, die bereits so reiche Ausbeute ergeben hatten und noch reichere verhießen, wurde in Berlin, durch die Initiative und unter Leitung des später (Dezember 1908) auf einer Reise nach Indien verstorbenen Professor PISCHEL, ein größeres Komitee von Orientalisten gebildet, und diesem Komitee gelang es, mit Unterstützung der preußischen Regierung die nötigen Mittel für eine neue Expedition zusammenzubringen. Diese, die „zweite deutsche" oder „erste kgl. preußische", erhielt als Leiter den energischen Dr. (jetzt Professor und Direktor am Museum für Völkerkunde zu Berlin) A. VON LE COQ. Als technischer Beistand begleitete ihn BARTUS, der auch an der vorangegangenen Expedition teilgenommen hatte. Die Reise dauerte vom Herbst 1904 bis zum Februar 1907. VON LE COQ, dessen Gesundheit unterwegs gelitten hatte, war inzwischen von

GRÜNWEDEL abgelöst worden, als dem Leiter der durch eine neue Bewilligung ermöglichten „zweiten kgl. preuß." Expedition; doch arbeiteten beide einige Zeit vor VON LE COQS Heimreise zusammen. Die Teilnehmer am Orientalistenkongreß zu Kopenhagen 1908 werden sich noch des interessanten Berichtes erinnern, den VON LE COQ hier in einer zahlreich besuchten Sitzung über seine höchst bemerkenswerten Resultate gab. Am längsten hielt er sich an verschiedenen Stellen in Turfan auf, wo er namentlich die großartigen Ruinen der bereits genannten alten Stadt Idiqut-šähri untersuchte, während GRÜNWEDEL, teilweise zusammen mit VON LE COQ, vorzugsweise in und um Quča und Qarašahr arbeitete. Idiqut-šähri ist — wie übrigens noch mehrere andre Stätten in Turkestan — eine Art Pompeji, jedoch mit dem Unterschied, daß es hier, wie es scheint, nicht in erster Linie Naturkräfte sind, die die Zerstörung verursacht haben, sondern Menschenhände. Darauf deutet der Umstand hin, daß mehr oder minder Alles die Spuren absichtlicher Zerstörung trägt. In einem Raume fand sich auch ein regelloser Haufe von Skeletten mit Resten von Mönchsgewändern, die hier offenbar so liegen geblieben sind, wie sie seinerzeit erschlagen wurden; an einer andern Stelle fanden sich Reste von Frauenkleidern, auf welchen noch jetzt Blutspuren aufgewiesen werden konnten. Es scheint, daß die Stadt, kaum sehr viel später als im 9. Jahrhundert, von Feinden erobert worden ist, möglicherweise in religiösen Kämpfen, und daß die Bevölkerung, soweit sie nicht geflohen war, bei dieser Gelegenheit erschlagen oder fortgeführt wurde. Nachdem die Ruinen dann verödet waren, wurde allmählich alles, was nicht besonders hoch emporragte, von Löß und Sand, der überall eingedrungen ist, begraben. Dies war insofern ein Glück, als dadurch vieles erhalten geblieben ist, was sonst unrettbar zugrunde gegangen wäre, nicht nur durch den Zahn der Zeit, sondern auch infolge des Mangels an Respekt und Verständnis dafür bei den Eingeborenen. Findet sich irgend etwas, das in irgendeiner Weise gebraucht oder, wenigstens heutzutage, zu Geld gemacht werden kann, so nehmen sie es; was nicht zu gebrauchen ist oder ihre religiösen Empfindungen verletzt, z. B. Malereien, wird zerstört. Überaus viel ist jedoch glücklicherweise der Zerstörung entgangen. Noch steht nicht nur die alte, aus Luftziegeln aufgeführte kolossale Stadtmauer, ungefähr 2500 Meter an jeder Seite lang und 20 Meter hoch, sondern auch mehr oder minder gut erhaltene Ruinen von zahlreichen, aus demselben Material aufgeführten Gebäuden, darunter verschiedene, zum Teil sehr große und umfangreiche Tempel, Klöster usw., meist buddhistischen, teilweise manichäischen, vereinzelt christlichen Ursprungs. Auch an andern der untersuchten Stätten fanden sich teils ähnliche Ruinen, teils zahlreiche Höhlen in den Bergen, oft in mehreren Stock-

werken übereinander, die in derselben Weise benutzt worden sind. In den so untersuchten Ruinen und Höhlen fanden sich an manchen Stellen Wandmalereien, sowohl buddhistische wie manichäische, teils von sehr bedeutender Größe, die mythologische Figuren oder Fürsten, Priester, Mönche u. a. darstellen, oft mit deutlich beabsichtigter Porträtähnlichkeit oder doch scharfer Hervorhebung der Unterschiede in den Rassenmerkmalen. Mit großer Sorgfalt und Geschicklichkeit verstand es BARTUS, alle wichtigsten und best erhaltenen von diesen Malereien in kleineren Stücken von den Wänden abzulösen und sie nach der Ankunft in Berlin wieder zusammenzusetzen, wo sie sich jetzt im Museum für Völkerkunde befinden. Einzig dastehend unter diesen sind namentlich eine Reihe von manichäischen Figurenbildern. Endlich fanden sich — ganz zu schweigen von mannigfaltigen andern Gegenständen, Resten von sehr hübschen Seidentüchern u. a. m. — eine Menge Handschriften, an gewissen Stellen nahezu ganze Bibliotheken oder Reste von solchen. Vieles hiervon besteht nur in zerstreuten Bruchstücken und scheint oft absichtlich in Stücke gerissen und zerfetzt worden zu sein. Die gesammelte, nach Berlin heimgesandte Ausbeute von diesen zwei Expeditionen füllte nicht weniger als 233 Kisten. 1913—14 war der unermüdliche VON LE COQ wieder zusammen mit BARTUS in Turkestan und untersuchte namentlich den nordwestlichen Teil des Landes zwischen Kaschgar und Ming-öi (türkisch „Tausend Häuser"), einer alten Klosteranlage östlich von Quča. Auch diese Reise war reich an Ausbeute (152 große Kisten), besonders Wandmalereien, Skulpturen, Holzschnitzereien, Münzen und andern Gegenständen von archäologischer Bedeutung, aber auch manchen interessanten Handschriften, meist indischen Ursprungs.

Inzwischen hatte STEIN 1906—08 eine neue große und beschwerliche Reise unternommen, die nicht weniger ergebnisreich war als die bereits erwähnte. Sie führte wie seine vorangegangene Reise durch den südlichen Teil des Landes über Kaschgar und Chotan nach Su-čou und Kan-čou in der Provinz Kan-su und von dort zurück auf dem nördlichen Weg und quer durch die Taklamakan-Wüste. Er fand so an verschiedenen Stellen östlich von Chotan, zum Teil weit in der Wüste, und nördlich oberhalb vom Lobnor (wo schon SVEN HEDIN auf sie gestoßen war) Ruinen von Städten, die jetzt im Sande begraben sind, aber seinerzeit einmal in fruchtbarer Umgebung gelegen haben müssen. Durch Grabungen in den Häusern, deren Holzgerüst, oft mit hübschen Schnitzereien, oft noch an seinem Platze steht, kamen an verschiedenen Stellen Handschriften zutage, die alle mit der nordindischen Kharoṣṭhīschrift auf Holzplatten geschrieben waren. Dieser Umstand beweist, daß die letzte Lebenszeit dieser Städte dem 2. und 3. Jahrh. unserer Zeitrechnung angehören muß.

Mit der Zeit müssen sie vermutlich von mächtigen Sandstürmen (oder zuerst von Feinden?) überfallen und, worauf das eine und andre hindeuten kann, in Eile verlassen worden sein. Es müssen einige von diesen Städten sein, die bereits Hiuen-tsang als unbewohnte Ruinenstädte erwähnt. Die genannten Handschriften sind im wesentlichen von kürzerer Art, Dokumente, Briefe u. ä., häufig offensichtlich vernichtet und auf den Kehrichthaufen geworfen, bisweilen in so großer Anzahl an einer Stelle gefunden, daß diese als ein öffentliches Kontor betrachtet werden muß. Charakteristisch ist die Form der Briefe, indem diese aus zwei Stücken Holz bestehen, deren glatte, für die Schrift bestimmte Seiten aufeinanderliegen, worauf um das Ganze eine durch Löcher gezogene Schnur geschlungen wird. Diese wird mit einem Lehmsiegel versehen und diese Siegel tragen, bemerkenswert genug, durchgehend rein klassisch-griechische Motive wie Herakles, Eros u. a.

Eine andere Stätte, die STEIN untersuchte, sind die Ruinen der alten Festung Miran, östlich von Čarqlyq, am untersten Abhang des Gebirges in einer äußerst öden Gegend, zusammen mit ausgedehnten Resten von buddhistischen Tempeln aus den ersten 2 bis 3 Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung. Die Festung war offenbar zum Schutze der wichtigen südlichen Verbindungsstraße bestimmt. Im 8. und 9. Jahrhundert, zu welch letzterer Zeit sie zerstört oder aufgegeben sein muß, lag hier eine tibetische Garnison; vor dieser Zeit lagen dort Türken oder Soldaten von andrer Nationalität. Jedenfalls lebten die letzten von diesen, die Tibeter, in Verhältnissen, die man nicht für möglich halten sollte, ärger als in einem Schweinestall. Alle Räume, die bis zuletzt von dieser Garnison benutzt worden sind, waren bis zur Höhe von 3 Metern und darüber vom Boden gefüllt mit allem möglichen Abfall und Unrat, der sich dort durch viele Jahre angesammelt haben muß. Trotz dem Gestank, der sich noch nach 1000 Jahren gehalten hatte, ließ STEIN dies alles ausgraben und untersuchen, und er fand in diese Schmutzhaufen hineingetreten außer Resten von Werkzeugen, Waffen, Kleidungsstücken u.dgl. ungefähr 1000 Schriftstücke auf Holz oder Papier und in verschiedenen Sprachen. Als diejenigen Exemplare davon, die mir persönlich am besten bekannt sind, weil ich sie selber auf Dr. STEINS Ersuchen u. a. herausgegeben und erklärt habe, nenne ich ein vollständig erhaltenes Blatt von sehr primitivem Pflanzenpapier und zwei bis drei Bruchstücke derselben Art, alle in uigurisch-türkischer Sprache und in der von mir früher entzifferten runenartigen Schrift geschrieben, die sonst nur auf türkischen Steininschriften, hauptsächlich aus der nördlichen Mongolei (Orchon) und dem südlichen Sibirien (Jenissei), vorkommt. Alle diese Blätter enthalten Listen von Personen, für die von der Festung Passierscheine oder Pässe ausgestellt

oder die von dort in andrer Weise unterstützt worden sind. Das vollständig erhaltene Blatt ist vom „29. des 4. Monats", aber ohne jegliche Jahresangabe datiert. Für diesen einen Tag werden nicht weniger als 25 Personen aufgeführt, was einen recht bemerkenswerten Einblick darin gibt, wie stark der Verkehr jedenfalls zu dem angegebenen Zeitpunkt (möglicherweise unter besonderen Kriegsverhältnissen?) war.[1])

Weiter ostwärts gelang es ihm, über eine Strecke von über 750 Kilometern hin Reste von einer aus gestampftem Lehm aufgeführten, zusammenhängenden Mauer zu finden. Diese Mauer, die sich östlich von der Stadt Su-čou in einer voll erhaltenen Mauer von viel jüngerem Datum fortsetzt, muß von den Chinesen noch vor Anfang unserer Zeitrechnung errichtet worden sein, um die südliche Verbindungsstraße, und damit China, gegen Einfälle der nördlich davon wohnenden Barbaren, besonders wohl der Hiung-nu zu schützen. Mit Zwischenräumen von ungefähr vier Kilometern liegen dort Reste von gewaltigen Wachttürmen und in der Nähe von diesen Reste von Wohnungen für die Garnison. In diesen fanden sich wiederum Massen von Handschriften, fast lauter militärische Dokumente in chinesischer Sprache, auf Holzplatten geschrieben. Das älteste datierte ist von 98 v. Chr. Sie geben uns alle möglichen interessanten Aufschlüsse aus der Zeit um Christi Geburt: über Löhnung, Verpflegung und Bewaffnung der Soldaten, über den optischen Telegraphendienst, über das Postwesen usw.

Südlich von diesen Mauerresten liegt die große Oase Tun-huang, wo STEIN seine vielleicht allerbemerkenswertesten Funde machte. Hier liegen die „Grotten der Tausend Buddhas", d. h. ungefähr fünfhundert Grotten in den Felswänden, eine neben der andern und in zwei oder mehr Etagen übereinander. Das Vorhandensein dieser Grotten war bereits früher bekannt, aber sie waren noch nicht untersucht worden. Es erwies sich, daß sie zum Teil mit großartigen Wandmalereien ausgestattet waren, ebenso fanden sich dort mannigfaltige mehr oder minder zerstörte Skulpturen, alle von buddhistischer Herkunft.[2]) Nichtsdestoweniger betrachtet die Bevölkerung diese Grotten noch heute als heilig, weswegen es nicht möglich war, die Kunstwerke in ihnen anzurühren. Aber STEIN hatte zugleich ein Gerücht von dem Vorhandensein einer großen Bibliothek gehört, die einige Jahre vorher

---

[1]) [Vgl. *Samlede Afhandlinger* III, 217 ff.: *Dr. M. A. Stein's Manuscripts in Turkish ‚runic' Script from Miran and Tun-Huang*, abgedruckt aus *Journ. Roy. As. Soc.* 1912].

[2]) [Die archäologische Bearbeitung der Grotten geschieht durch P. PELLIOT, *Les Grottes de Touen-houang*, seit 1920 5 Bde. Tafeln (Quart-Serie der *Mission Pelliot en Asie Centrale*).]

zufällig von einem chinesischen taoistischen Priester bei der Restaurierung einer der Tempelhöhlen entdeckt worden war. Der Priester wachte mit größter Sorgfalt über diesen Schatz, aber mit guten Worten und klingenden Argumenten und in allererster Linie durch das diplomatische Auftreten seines ausgezeichnet tüchtigen chinesischen Begleiters gelang es STEIN, den Priester so weit zu bekommen, daß er ihm Zutritt dazu gab. Als er durch eine Seitentür eintrat, die ungefähr ein Jahrtausend lang versteckt und mit Fresken bedeckt gewesen war, befand er sich in einem dunklen Raum, in dem schichtenweise Bündel von Manuskripten bis zu einer Höhe von 10 Fuß über dem Boden lagen; zusammen füllten sie, wie sich später erwies, ungefähr 500 Kubikfuß, und er konnte späterhin konstatieren, daß ihre Unterbringung und die Vermauerung der Höhle kurz nach dem Jahre 1000, vermutlich aus Furcht vor dem Feinde stattgefunden hatte. Seitdem waren sie nicht angerührt worden. Dessenungeachtet war alles vorzüglich und ohne die geringste Spur von Feuchtigkeit erhalten. Er erhielt zuerst die Erlaubnis, einige Bündel mit sich hinaus ans Licht zu nehmen und sie anzusehen, und während seines Aufenthaltes bei Tun-huang, der mehrere Monate dauerte, erhielt er nach und nach die Erlaubnis, mehr und mehr herauszunehmen und fast alles zu behalten, was der Priester als alten Plunder ansah, d. h. was nicht zu den chinesischen kanonischen Büchern gehörte. Es waren große Schätze von Handschriften in vielen verschiedenen der in Zentralasien gebräuchlichen Sprachen, in deren Besitz er auf diese Weise kam; dazu kamen z. B. herrliche Stickereien und Malereien auf Seidenstoff, die seinerzeit als Tempelfahnen gebraucht worden waren, aber um die der Priester sich überhaupt nicht kümmerte. Nicht weniger als 24 große Kisten mit Handschriften und 5 mit Malereien, Stickereien und dergleichen sandte er heim nach London, und doch blieb noch genug für mehrere Expeditionen.[1]) STEIN machte aufs neue 1913—14 eine Reise in den südlichen Teil von Turkestan, wo er, wie es scheint, wieder wichtige Funde gemacht hat, aber Näheres hierüber kann ich noch nicht mitteilen.

Der französische Sinologe PELLIOT hat in Verbindung mit einer umfassenden Reise in China auch 1906—07 Turkestan besucht und ist ebenfalls u. a. nach Tun-huang gekommen, von wo er einen bedeutenden Teil der von STEIN hinterlassenen Handschriften nach Paris

[1]) M. AUREL STEIN, *Ruins of desert Cathay. Personal Narrative of explorations in Central Asia and Westernmost China*, I—II, London 1912. — *Serindia, Detailed report of explorations in Central Asia and Westernmost China carried out and described by* AUREL STEIN (mit Unterstützung mehrerer Gelehrter), Oxford 1921. 5 große Bände (I—III mit vielen Abbildungen, IV Tafeln mit Abbildungen der gefundenen Gegenstände, V Spezialkarten für die besuchten Gegenden).

gebracht hat.[1]) Auch Japan hat Expeditionen in dieselbe Gegend entsandt: 1902 arbeitete der buddhistische Priester Graf OTANI in der Gegend um Quča, und von 1910 an bereiste der Japaner TATSHIBANA das Land sowohl im Norden (Turfan) wie im Süden, wobei er ebenfalls verschiedene Handschriften in Tun-huang geborgen hat. Der Rest derselben ist jetzt endlich von der chinesischen Regierung in die Nationalbibliothek zu Peking überführt worden.

Man wird aus dieser kurzen Übersicht ersehen, wie eifrig von verschiedenen Seiten in Ostturkestan in den letzten 10—15 Jahren gearbeitet worden ist, und man wird bereits eine gewisse Vorstellung davon erhalten haben, welch bedeutungsvolle Resultate hierbei zum Vorschein gekommen sind, und was für eine merkwürdige und bunte Kultur dort einst gelebt hat.

Man hat, wie wir sahen, großartige Reste von Gebäuden gefunden, besonders von religiösem Charakter, und zwar für alle drei Religionen, die, wie bereits oben erwähnt, in vorislamischer Zeit ihre Heimstätte in Turkestan fanden. Am zahlreichsten sind wohl die Erinnerungen an den Buddhismus, aber auch Manichäismus und Christentum haben viele und höchst bemerkenswerte Spuren hinterlassen. Und ringsumher in diesen Gebäuden und in den auf gleiche Weise benutzten Felshöhlen finden wir in Malereien oder Skulpturen oder in andern Formen, z. B. in Miniaturen in Handschriften, zahlreiche Äußerungen einer höchst bemerkenswerten bildenden Kunst. Der wesentlichste Ausgangspunkt für diese Kunst ist in Gandhāra in der Nordwestecke von Indien zu suchen, wo sich unter griechischem Einfluß eine eigentümliche Kunst entwickelt hat. Man hat nachgewiesen, wie z. B. Apollondarstellungen als Vorbilder für Buddhafiguren benutzt worden sind u. ä. Hieran hat sich, was Turkestan anlangt, in stetig bunter werdender Stilmischung eine spätere Einwirkung speziell vom Westen her angeschlossen, teils von der iranischen, teils von der hellenistisch-byzantinischen Kunst, und diese turkestanische hat wiederum, wie es scheint, das Verbindungsglied für die ganze ostasiatische religiöse Kunst hergegeben. Aber vieles bei alledem ist noch dunkel; eine Menge von Problemen besteht noch auf diesem Gebiete und erwartet ihre Lösung durch die Benutzung des reichen Materials, das jetzt der Forschung zugänglich gemacht worden ist.[2])

---

[1]) Vgl, oben S. 10 Anm. 2.

[2]) Ein großer Teil der von den deutschen Forschern entdeckten Kunstwerke sind veröffentlicht durch VON LE COQ in dem großen Prachtwerk: *Chotscho, Facsimilewiedergaben der wichtigeren Funde der ersten Königlich Preußischen Expedition nach Turfan in Ost-Turkistan.* Berlin 1913. [Dazu tritt jetzt das großartige, auch die historischen Probleme eingehend behandelnde Werk desselben

Aber von vielleicht noch größerer Bedeutung sind die großen Schätze an Handschriften und alten Blockdrucken (d. h. Drucken, die nach altem chinesischem Vorbilde vermittels eingekerbter Holzplatten hergestellt sind), die entdeckt wurden, und die sich jetzt in Museen und Bibliotheken rings in den größeren Hauptstädten befinden. Es wird genug Arbeit auf viele Jahre hinaus erfordern, bis alles dies hinlänglich durchforscht und wissenschaftlich ausgebeutet sein wird. Formen und Materialien aller Art kommen bei diesen Handschriften vor: Holztafeln, Birkenrinde, Palmblätter (die, wie die indischen Handschriften auf demselben Material, von einer durch einander genau entsprechende Löcher in jedem Blatte gezogenen Schnur zusammengehalten werden), Leder oder feine Haut, Papier und Seide, bei diesen letzteren Materialien bald in mehr oder weniger langen Rollen, bald in unsrer gewöhnlichen Buchform. Von Alphabeten kommt eine große Mannigfaltigkeit vor, von Sprachen wohl wenigstens ein Dutzend, teils in verschiedenen Dialekten, und darunter verschiedene, die man bisher überhaupt nicht kannte und jetzt erst zu deuten im Begriff ist. Was den Inhalt angeht, so ist er zum allergrößten Teile religiös; selbst was sich von schöner Literatur findet, hat in der Regel einen religiösen Hintergrund; aber daneben findet sich eine Menge von Dokumenten aller Art, private Briefe u. dgl.; eine eigentliche historische Literatur scheint leider gänzlich zu fehlen.

Wenn wir nunmehr dazu übergehen, die verschiedenen Sprachen zu betrachten, die in diesen Funden repräsentiert sind, so ist es natürlich, mit dem zu beginnen, was sich von *indischer* Herkunft findet. Eine besondere Stellung nimmt hier eine Reihe von Handschriften auf Holz oder Leder ein, die von STEIN im südlichen Teil des Landes, um Chotan, gefunden worden sind, und auf die wir bereits oben hingedeutet haben. Es sind hauptsächlich Dokumente und Briefe aller Art, mit der oben erwähnten Kharoṣṭhīschrift geschrieben und in einem Prakritdialekt abgefaßt; sie müssen dem 2. oder 3. Jahrh. unserer Zeitrechnung angehören. Zu dieser Zeit müssen also in Chotan und Umgegend Inder zusammen mit Chinesen gewohnt haben, was man in Verbindung gebracht hat mit einigen indischen Sagen, u. a. von der Verbannung der Bewohner von Takṣaśila (Taxila, im nordwestlichen Indien) in die Wüste nördlich des Himalaya. Um das Vielfache zahlreicher sind dagegen die indischen Handschriften, die aus den folgenden Jahrhunderten stammen, und die zum größten Teil in einer eigentümlichen verschnörkelten indischen Schriftart, der sogenannten Brāhmīschrift, geschrieben und auf Sanskrit abgefaßt sind. Es sind wesentlich

Verfassers, *Die buddhistische Spätantike Mittelasiens*, seit 1922, bisher 4 Bände: I. Die Plastiken, II. Die manichäischen Miniaturen, III. Die Wandmalereien, IV. Atlas zu den Wandmalereien.]

Schriften oder Bruchstücke von Schriften, die zum buddhistischen Kanon gehören, zum Teil freilich zu den jüngeren Bestandteilen desselben, aber darunter mehrere, die man bisher nur dem Namen nach oder durch Übersetzungen namentlich ins Chinesische kannte, und die nun plötzlich hier zutage treten. Während die heilige Sprache des südlichen Buddhismus das Pali ist, sind die hier gefundenen Handschriften alle auf Sanskrit abgefaßt. Es wäre aber sehr verfehlt anzunehmen, daß sie aus dem Pali ins Sanskrit übersetzt oder an sich jünger als die Palitexte wären. Es muß jetzt wohl als bewiesen angesehen werden, daß die ältesten kanonischen Bücher des Buddhismus ursprünglich in einem Prakritdialekt abgefaßt waren, der mit dem Heimatsdialekt des Gautama Buddha übereinstimmte, und daß sie hernach übersetzt und fortgesetzt wurden teils in dem allgemeiner verstandenen Sanskrit, teils auf Pali. Von diesen beiden Sprachen wurde das Sanskrit eben die Schriftsprache für den nördlichen Buddhismus in Indien, wo dieser seinen Höhepunkt im 6. Jahrh. erreichte, aber im Laufe der Zeit völlig verdrängt wurde.

Von bedeutendem Interesse ist es nächstdem, daß wir daneben plötzlich die Bekanntschaft einer Reihe von Erzeugnissen der indischen Kunstdichtung auf Sanskrit aus einer Periode machen, für die man bisher fast nur den Dichter kannte, der den Höhepunkt dieser Entwicklung bezeichnet, nämlich Kālidāsa (Anfang des 5. Jahrh.), während man fast nichts von seinen Vorgängern wußte. Nun bringt Turkestan uns unerwartet eine Fülle von Werken derselben, wenn auch zum größten Teil nur in Bruchstücken: Hymnen, epische Gedichte, Novellen, Dramen u. dgl., jedoch immer von einem religiösen Hintergrund getragen. Verschiedenes davon gehört zu dem Schönsten, was irgendeine Zeit an religiöser Dichtung hervorgebracht hat. Die Namen der Dichter sind zum größten Teil unbekannt, doch finden wir unter ihnen mit Sicherheit einen, dessen Namen die Folgezeit besonders bewahrt hat und von dem wir ein einzelnes Werk vor nicht langer Zeit durch ein in Indien gefundenes altes Manuskript kennengelernt hatten, nämlich Aśvaghoṣa.

Noch reichere Ausbeute haben jedoch die Turfanfunde der *iranischen* Philologie gebracht. Unter der Bevölkerung des Landes müssen sich zweifellos bereits seit alter Zeit starke iranische Elemente befunden haben, abgesehen davon, daß ein sprachlicher Einfluß in andern Formen von Persien aus sich auch auf kulturellem Wege bemerkbar gemacht zu haben scheint. Eine große Menge Handschriften ist in verschiedenen, zum Teil bisher unbekannten, älteren iranischen Sprachen gefunden worden, wie gewöhnlich wesentlich religiösen Inhalts; aber die Religion, der die meisten von ihnen angehören, ist die manichäische. Es ist das Verdienst des deutschen Orientalisten F. W. K. Müller,

dies zuerst entdeckt zu haben. Die manichäische Religion wurde, wie früher erwähnt, im 3. Jahrh. unsrer Zeitrechnung von dem Perser Mani gestiftet und gewann eine Zeitlang eine große Ausbreitung, unter anderm auch bis in die Mittelmeerländer, in die griechisch-römische Welt; aber nach und nach wurde sie überall verketzert und ausgerottet. Was man bisher von dieser Religion wußte, wird so gut wie ausschließlich Gegnern derselben verdankt, teils von christlicher Seite, wie dem Kirchenvater Augustin, teils von muhammedanischer Seite. Man wußte, daß eine große manichäische Literatur existiert hat; aber diese ist vollständig ausgerottet worden, ohne daß die geringste Spur von ihr sich erhalten hatte, bis jetzt unerwartet wenigstens Bruchstücke von ihr in Turkestan zum Vorschein kamen. Selbst wenn man im ganzen die Korrektheit anerkennen muß, mit der die Gegner diejenigen Punkte des Manichäismus darstellten, gegen die sie auftraten, so ist doch vieles und wichtiges jetzt in ein andres und helleres Licht getreten, als es bei den Quellen möglich war, auf die man bisher zu bauen hatte. Was sich namentlich mit Klarheit herausstellt, ist, daß diese Religion sich fast ganz und gar auf die alte Zoroasterreligion gründet. Das erweist sich deutlich durch den für beide Religionen charakteristischen Gegensatz zwischen Licht und Finsternis, dem guten und dem bösen Prinzip, und noch deutlicher dadurch, daß die wichtigsten mythologischen Namen in der Stufenfolge göttlicher oder teuflischer Wesen im Manichäismus dieselben sind wie in der Zoroasterreligion, z. B. Zarwan, Ahriman und viele andere. Wieweit sich damit, wie man früher angenommen hat, christliche Elemente gemischt haben, muß jetzt — allenfalls abgesehen vom Westen, wo der Manichäismus mit dem Christentum zusammenlebte und von ihm beeinflußt sein kann — als äußerst zweifelhaft bezeichnet werden, selbst wenn man sieht, daß Mani sich selber für den „Sendboten Jesu" und „den, der das Christentum vollendet hat", erklärt hat. Wenn sich auch in einem und dem andern Punkt ein Anschluß an den Buddhismus zu erweisen scheint, so kann dies möglicherweise eine in Turkestan entstandene Sondererscheinung sein. Bei der Lehre des Manichäismus selbst oder seiner Verfassung mit ihrer Hierarchie von verschiedenen Stufen von Priestern, Mönchen und Laien zu verweilen, ist dies übrigens nicht der Ort. Es mag noch erwähnt werden, daß die manichäischen Handschriften sich oft durch ihre außerordentlich schöne Ausstattung auszeichnen und daß viele von ihnen mit prachtvollen Miniaturen geschmückt sind.[1]) Dies ist offenbar etwas dem Manichäismus Eigentümliches gewesen, indem Augustin u. a. mit scharfem Tadel gegen den Luxus auftrat, den die Manichäer entfalteten, indem sie ihre

[1]) [Vgl. das oben S. 12 Anm. 2 an zweiter Stelle genannte Werk von A. von Le Coq.]

Bücher mit Titeln und Miniaturen in bunten Farben und Gold ausschmückten, indem sie nur Papier oder feines Leder von hervorragender Güte brauchten und die Schrift kalligraphisch von kundigen Schreibern ausführen ließen. Vielleicht steht dies in Verbindung damit, daß die Legende Mani selber den Beinamen „der Maler" gibt.

In sprachlicher Hinsicht zerfallen die in iranischen Sprachen abgefaßten Schriften manichäischen Inhalts in vier Gruppen: erstens finden wir einen Dialekt, der der südwestlichen Form des Pahlavī (Pehlewi) sehr nahe steht, die als offizielle Sprache unter den sasanidischen Königen (3. bis 7. Jahrh.) und in derselben Periode als religiöse Sprache von den Zoroasterverehrern benutzt wurde; doch besteht der Unterschied, daß, während man im sasanidischen Pahlavī in ungeheuer großem Umfang aramäische Worte zu schreiben pflegte, die persisch gelesen wurden (z. B. wenn man *malkā*, König, schrieb, so las man *šāh*, ebenso wie man im Englischen *viz.* schreibt und *namely* liest), in Turkestan nur die echten persischen Worte gebraucht werden, so daß man hier, da zugleich die Lautbezeichnung sorgfältiger ist als im persischen Pahlavī, zum ersten Male zu wissen bekommt, wie man eigentlich im 3. bis 4. Jahrh. in Persien gesprochen hat. Demnächst finden wir auch Beispiele einer andern Sprache, die als ein nordwestpersischer Dialekt angesehen werden muß und mit derjenigen Form des Pahlavī („Parthischen") zusammenzufallen scheint, die von der Dynastie der Arsakiden (3. Jahr. v. Chr. bis 3. Jahr. n. Chr.) gebraucht wurde und nach Andreas' Meinung mit dem sogenannten Chaldäo-Pahlavī, das in gewissen sasanidischen Inschriften vorkommt, identisch ist.[1]) Hier heißt z. B. das Zahlwort „drei" *hrē* und nicht *sih*, „Herz" *zird* und nicht *dil* wie im südwestlichen Pahlavī und im Neupersischen.

Von größter Bedeutung ist jedoch eine dritte iranische Sprache, die wir geschrieben finden teils mit einem eigentümlichen, aus der syrisch-aramäischen Schrift hervorgegangenen, sehr hübschen Alphabet, das zuerst von F. W. K. Müller gedeutet worden ist, teils mit dem anscheinend ebenfalls aus einer nicht näher bestimmbaren Form der syrisch-aramäischen Schrift hervorgegangenen, mehr kursiven und abgerundeten sog. uigurischen Alphabet, das späterhin vorzugsweise von den Buddhisten in Ostasien gebraucht wurde und noch heutzutage mit einigen Veränderungen von den Mongolen und Mandschuren angewandt wird.[2]) Diese Sprache wurde von dem deutschen Iranisten

[1]) [Das ist mittlerweile durch die Untersuchungen von P. Tedesco, *Dialektologie der westiranischen Turfantexte*, in *Le Monde Oriental* XV S. 184 ff. und durch die reichen neuen Materialien zur Kenntnis der im arsakidischen Dialekt verfaßten Inschriften, die durch E. Herzfeld, *Paikuli* (1924) erschlossen worden sind, bis in Einzelne gesichert.]

[2]) Vgl. R. Gauthiot, *De l'alphabet sogdien* (im *Journal asiatique*, sér. 10, vol. XVII [1911] S. 81—95) [und die spätere, mehrfach modifizierte Darstellung

C. F. ANDREAS als das Soghdische erkannt, die Sprache der alten ostiranischen Landschaft Sogdiana (am Zarafšānflusse mit der Stadt Samarkand zwischen den Oberläufen des Syr-Darja und des Amu-Darja), die aber zweifellos auch außerdem in Teilen von Ostturkestan gesprochen wurde. Man kannte bisher nichts von dieser Sprache, aber bei dem arabischen Schriftsteller al-Bērūnī werden die eigentümlichen soghdischen Monatsnamen aufgeführt, und das sind eben dieselben, die man in dieser Sprache findet. Diese zeigt in ihren Lautverhältnissen besondre Übereinstimmungen mit einigen unter den wenig verbreiteten iranischen Sprachen, die heutzutage im Pamir gesprochen werden, und unter diesen besonders mit derjenigen, die Yaghnōbī heißt und die man daher wohl als eine Fortsetzung des alten Soghdischen betrachten kann. Diese Sprache wurde offenbar als eine Art lingua franca in Turkestan und weiter ostwärts gebraucht, und sie war vorzüglich die Sprache, in der der Manichäismus verkündet wurde. Charakteristisch in dieser Hinsicht ist das leider nur sehr schlecht erhaltene große Denkmal, das von einem uigurischen Chan im ersten Drittel des 9. Jahrh. in Qara-Balghasun, der alten nördlichen Hauptstadt der Uiguren hoch oben in der nördlichen Mongolei errichtet worden ist, und das u. a. die Einführung des Manichäismus bei den Uiguren (oder jedenfalls im uigurischen Herrscherhause) feiert. Die uigurische Hauptinschrift ist hier mit der türkischen Runenschrift geschrieben, aber eine Seite des Denkmals trug eine jetzt stark verwischte Inschrift in dem uigurischen Alphabet, und für diese hat F. W. K. MÜLLER bewiesen, daß sie nicht, wie man früher glaubte, auf uigurisch, sondern eben auf soghdisch abgefaßt ist. Übrigens war das Soghdische nicht nur die Sprache des Manichäismus, sondern es sind in derselben Sprache auch sowohl christliche wie buddhistische Handschriften gefunden worden; von den letztgenannten, die die Hauptmasse ausmachen und wohl alle Übersetzungen aus dem Sanskrit sind, ist namentlich in Tun-huang eine bedeutende Anzahl verhältnismäßig wohlerhaltener Stücke zutage getreten, von denen die besten sich jetzt in Paris befinden dürften, wohin sie von PELLIOT gebracht sind. Verschiedene von diesen sind in den letzten Jahren von dem französischen Sprachforscher ROBERT GAUTHIOT herausgegeben und übersetzt worden. (Nachdem dies geschrieben war, hat Gauthiot zu allgemeiner Trauer im Kriege 1916 den Tod gefunden.)

Aber hierzu kommt noch eine vierte, bisher ebenfalls unbekannte iranische Sprache. Der deutsche Orientalist E. LEUMANN, der sie zu-

---

desselben Verfassers in seinem *Essai de grammaire sogdienne, avec préface de* A. MEILLET, Paris 1914—1923, S. 1—22: *L'écriture*]; A. VON LE COQ, *Kurze Einführung in die uigurische Schriftkunde* (in *Mitt. Sem. Orient. Spr. Berlin* XXII [1919], Abt. II).

erst entziffert hat, nannte sie anfänglich *Sprache II* (*a* und *b*), später *nordarisch*, wobei er zunächst dachte, daß sie eine besondre dritte Unterabteilung innerhalb der arischen (indisch-iranischen) Sprachen neben dem Indischen und Iranischen repräsentiere. Diese Bezeichnung, nordarisch, ist bisher die allgemein angewandte[1]), obwohl die Auffassung von der Stellung der Sprache, auf der sie eigentlich beruht, nicht richtig sein kann. In Wirklichkeit ist der ganze Bau dieser Sprache iranisch, zum Teil in seinen Formen noch ursprünglicher als irgendeine der drei vorgenannten iranischen Sprachen; im Wortschatz, und zwar selbst bei Ausdrücken für die gewöhnlichsten Begriffe, ist sie dagegen in außerordentlich hohem Grade mit indischen Elementen durchsetzt, was ihr ein von den iranischen Sprachen ziemlich abweichendes Aussehen gibt. Dies kann nur so erklärt werden, daß die Sprache von einem ursprünglich iranischen Stamm gesprochen sein muß, der durch längere Zeit in naher Berührung mit einem nordwestindischen Volksstamm gelebt haben muß, wobei seine Sprache allmählich so stark durch die von dem betreffenden indischen Volksstamm gesprochene Sprache beeinflußt wurde. Es scheint demzufolge wohl nur an eine Gruppe der sogenannten Indoskythen gedacht werden zu können, die sich mehrere Jahrhunderte lang, seit dem 2. Jahrh. v. Chr., zu Herren im nordwestlichen Indien gemacht hatten. Aber die Frage ist, wer diese Indoskythen eigentlich waren. Für einige von ihnen wird auch die Benennung Saken gebraucht, ein wohlbekannter Name für ein altes ostiranisches Volk, der sich bei chinesischen Schriftstellern in der Form *Sak* als Benennung eines Volkes wiederfindet, das schon mehrere Jahrhunderte v. Chr. in den nördlichen Tälern des T'ien-schan gewohnt hätte. Nach der allgemein angenommenen Ansicht, die zuerst von von Le Coq und Lüders geäußert und verteidigt worden ist, wären es eben zurückgekehrte Saken gewesen, die in Ostturkestan diese „nordarische" Sprache sprachen. Für eine solche Verbindung kann das Wenige sprechen, was wir aus Inschriften oder Münzen über Sprache und Lautbezeichnung der sakischen (?) Indoskythen lernen können. So stimmt z. B. *šahanu šahi* „König der Könige" auf indoskythischen Münzen in den Endungen völlig überein mit „nordarisch" *gyastanu gyasti* „Gott der Götter"; ebenso finden wir z. B. an beiden Stellen die Eigentümlichkeit, daß der Laut *z* (stimmhaftes *s*) durch die Verbindung *ys* (*y* = unserm *j*) ausgedrückt wird, z. B. *ysara* „1000" für *zara*. Man hat ferner darauf aufmerksam gemacht, daß die iranische Grundlage in der nordarischen Sprache so merkwürdige Überein-

[1]) [In den letzten Jahren hat sich dagegen die Bezeichnung *mittelsakisch* oder einfach *sakisch* durchgesetzt.]

stimmungen mit den heutigen iranischen Dialekten im westlichen Pamir, namentlich in den Landschaften Šighnān und Wachān, sowie mit dem Afghanischen zeigt, daß hier notwendigerweise ein Zusammenhang bestehen muß[1]); aber gerade hier im westlichen Pamir wohnten seit uralter Zeit Saken, und der Name ihrer Hauptstadt Rhoxanake — nach dem griechischen Schriftsteller Ktesias — findet sich heute wieder in dem Namen Rošān (Rušnān), der Nachbarlandschaft von Šighnān. Sofern diese verschiedenen Schlüsse richtig sind, wird man also berechtigt sein, die „nordarische" Sprache als das Sakische zu bezeichnen. Dies ist dagegen von andrer Seite (dem Russen von Staël-Holstein und dem Norweger Sten Konow) bestritten worden, und man hat gemeint, daß das Volk, welches die nordarische Sprache gesprochen hat, richtiger als *Tocharer* bezeichnet werden müßte, ein Volk, dessen Sprache, wie ein alter arabischer Schriftsteller angibt, dem Persischen nahegestanden hätte. Das eigentliche Zentrum der Tocharer lag nördlich von dem heutigen Afghanistan, aber Tocharer haben auch im südlichen Ostturkestan gewohnt, wo sie von Hiuen-tsang unter der Form *Tu-ho-lo*, teils als frühere Bewohner („die alten Tu-ho-lo") verschiedener von den dortigen Ruinenstätten, erwähnt werden. In indischen Quellen kommt auch der Name *Tukhāra* für Indoskythen vor, die überhaupt sicher verschiedene Stämme umfaßt haben. Der eigentliche Name des Volkes, das die „nordarische" Sprache gesprochen hat, muß also bis auf weiteres als unentschieden dahinstehen; verschiedene Forscher brauchen für diese Sprache die neutrale Bezeichnung *chotanisch*, wohingegen die Bezeichnung *tocharisch* sich allgemein in einer andern Bedeutung durchgesetzt hat, wie wir alsbald sehen werden.

In der nordarischen Sprache, die jedenfalls besonders im südlichen Teil von Turkestan beheimatet gewesen zu sein scheint, ist auch eine nicht geringe Anzahl von Manuskripten gefunden worden, die mit der indischen Brāhmīschrift geschrieben sind; es sind teils Geschäftsurkunden, teils recht umfangreiche buddhistische Texte. Zwischen diesen beiden Gruppen von Texten besteht ein gewisser Dialekt- oder Zeitunterschied; die Sprache der erstgenannten Gruppe scheint fast eine etwas jüngere Entwicklung zu repräsentieren als die letztere, innerhalb welcher Sprachform sich übrigens auch geringere Verschiedenheiten nachweisen zu lassen scheinen. Aber nähere Beweise hierfür müssen zukünftigen Untersuchungen vorbehalten bleiben; es ist vorerst nur ein verhältnismäßig geringer Teil der Handschriften,

[1]) Von dänischer Seite ist eine kurze Schilderung der beiden erstgenannten Sprachen gegeben worden in A. Hjuler, *The languages spoken in the Western Pamir.* (The Second Danish Pamir Expedition conducted by O. Olufsen), Kopenhagen 1912.

der veröffentlicht ist. Außer den bereits genannten Gelehrten hat namentlich der oben genannte französische Forscher GAUTHIOT sich auch auf diesem Gebiet verdient gemacht.

Aber die neuen Entdeckungen in sprachlicher Hinsicht sind bei weitem nicht auf das bisher Angeführte beschränkt. Noch merkwürdigere Dinge sind zutage getreten. Unter den Handschriften-Bruchstücken, die besonders in der nördlichen Gegend von Turkestan, in Turfan und Quča, gefunden wurden, waren verschiedene mit Brāhmī-schrift geschrieben, aber, wie es sich erwies, als sie teils von HOERNLE, teils von LEUMANN gelesen wurden, in einer gänzlich unbekannten Sprache abgefaßt, die man weder verstehen noch benennen konnte. Leumann nannte sie vorläufig *Sprache I*, später *kaschgarisch*, was keine glückliche Bezeichnung war und jetzt ganz aufgegeben ist. Es war zuerst F. W. K. MÜLLER, der dieser Sprache einen Namen verschaffte, der später allgemein angewandt wurde, weil er recht praktisch ist, dessen Berechtigung jedoch von andrer Seite bestritten worden ist. Er fand nämlich am Schluß einer uigurischen Handschrift buddhistischen Inhalts *(Maitrisimit)* die Bemerkung, daß diese Schrift aus der indischen Sprache in die tocharische *(tochrï)* Sprache übertragen und aus dem Tocharischen wiederum ins Türkische übersetzt worden sei. Nun ist diese Handschrift zusammen mit verschiedenen in jener unbekannten Sprache abgefaßten gefunden worden und darunter gerade Bruchstücke desselben Werkes, *Maitreyasamiti*, das die türkische Handschrift enthält. Da lag es nahe, zu schließen, daß es sich eben um das Tocharische handle[1]); wie oben gesagt, ist von andrer Seite behauptet worden, daß dieser Name vielmehr der „nordarischen" Sprache zukomme. Inzwischen waren die Handschriften in dieser Sprache, die sich in Berlin befanden, genauer von zwei jüngeren Orientalisten, SIEG und SIEGLING, erforscht worden, und in einer von der Berliner Akademie 1908 herausgegebenen Abhandlung *Tocharisch, die Sprache der Indoskythen*, beweisen sie zunächst, daß die Sprache in zwei ziemlich verschiedenen Dialekten vorliegt, die sie als A und B bezeichnen, aber deren Verhältnis untereinander im übrigen noch dunkel ist. Sie kommen sodann durch eine nähere Untersuchung der Formen der Sprache und des Wortschatzes zu dem Resultat, daß eine indogermanische, aber, merkwürdig genug, von den indisch-iranischen Nachbarsprachen ganz verschiedene und dagegen mit den süd- und westeuropäischen Sprachen: Griechisch, La-

[1]) Über diesen Namen vgl. F. W. K. MÜLLER und E. SIEG, *Maitrisimit und ‚Tocharisch'* (*Sitzber. Preuß. Akad.* 1916, S. 395); MÜLLER, *Toχrï und Kuišan* (*Küšän*) (daselbst 1918, S. 566ff.). [Ferner u. a. S. FEIST, *Der gegenwärtige Stand des Tocharerproblems, Ostasiat. Ztschr.* VIII (1919/20), 74ff. und ST. KONOW, *Beiträge zur Kenntnis der Indoskythen*, das. 220ff.]

teinisch, Keltisch, Germanisch, zusammengehörende Sprache vorliegt. Das Zahlwort „acht" heißt hier z. B. *okadh* (A), *okdh* (B) = griech. *okto*, lat. *octo* (aber sanskr. *aṣṭau*); „zwanzig" *wiki* (A), *ikan* (B) = griech. *vikati* (dorisch), *eikosi*, lat. *viginti*; „hundert" *kandh* (A), *kante* (B) = griech. *hekaton*, lat. *centum* (spr. *kentum*), aber im Indisch-Iranischen *śatam*; *yakwe* (B), *yuk* (A) „Pferd" = lat. *equus* (aber sanskr. *aśva-s*, altpers. *aspa*); *ku* (B) „Hund" = griech. *kuōn*, *kyōn* (sanskr. *śvā*, *svan-*); *alyek* „andrer" = lat. *alius*. Charakteristisch ist es auch, daß man medio-passive Formen mit den gleichen Endungen wie im Lateinischen und Keltischen nachgewiesen hat, z. B. *cmetar* (B) „er wird geboren" wie lat. *nascitur*; aber im übrigen ist diese Sprache in ihrer ganzen äußeren Form im Vergleich mit den genannten alten europäischen Sprachen so stark abgeschliffen und verändert, daß eine Verwandtschaft auf den ersten Blick kaum in die Augen fällt, so unverkennbar ihr Vorhandensein auch bewiesen werden kann. Wie dieser Volksstamm nach Turkestan gekommen ist, darüber weiß man selbstverständlich überhaupt nichts. Es kann kein Gedanke daran sein, daß sie, falls die Europäer ursprünglich in Asien beheimatet gewesen wären — was sehr zweifelhaft ist —, bei der angenommenen Auswanderung der übrigen nach Europa dort zurückgeblieben wären; sie müssen durch eine oder die andre unbekannte Einwanderung von Westen her in vorgeschichtlicher Zeit dorthin gekommen sein; aber wann und wie diese vor sich gegangen ist, ist vollständig dunkel. Bemerkenswert ist es übrigens, daß die alte chinesische Literatur ein Volk mit „roten" (blonden) Haaren und blauen Augen in dieser Gegend erwähnt, und auf den nach Berlin gebrachten Fresken aus Turfan kommen gerade häufig Figuren vor mit blondem Haar und blauen Augen, wie bei den Europäern, neben andern von rein orientalischem Typus. Es liegt nahe, zu folgern, daß dieser blonde Typus, der nach von Le Coq noch heutzutage in Turkestan bemerkt werden kann, dem Volke zugehörte, das „Tocharisch" sprach, und das besonders im nördlichen Teil von Turkestan beheimatet gewesen zu sein scheint. In Quča, in dessen Umgegend Pelliot einige auf Holztafeln geschriebene Karawanenpässe im Dialekt B gefunden hat, muß diese Sprache noch im 7. Jahrh., in welche Zeit sie sich nach einem darin vorkommenden Königsnamen datieren lassen, allgemeine Umgangssprache gewesen sein. Übrigens sind wohl sämtliche erhaltenen Handschriftenfragmente — fast alle im Dialekt B geschrieben, ausgenommen einige der von den deutschen Expeditionen mitgebrachten Handschriften, die dem Dialekt A angehören — direkte oder indirekte Übersetzungen aus dem Sanskrit und, abgesehen von einem Arzneibuch, wesentlich von religiösem, buddhistischem Inhalt. Auch einige Reste von Dramen beruhen auf buddhistischen Legenden. Es ist

noch nicht besonders viel, was herausgegeben ist; das größte Verdienst teils um die Herausgabe und Übersetzung der Texte, teils um die Untersuchung der Sprache haben außer den bereits genannten Forschern die Franzosen SYLVAIN LÉVI und MEILLET.[1])

Kaum irgendeiner andern Philologie haben die Turkestanfunde jedoch so reich fließende Quellen erschlossen wie der *türkischen*. Wie bereits früher erwähnt, gelangte das türkische Element unter der uigurischen Herrschaft dazu, einen immer zahlreicheren Teil der Bevölkerung in Turkestan auszumachen, wo es schließlich im wesentlichen alleinherrschend wurde. Es ist daher nicht verwunderlich, daß dies auch an den Funden von Handschriften oder alten Blockdrucken wahrgenommen werden kann. Das älteste uigurisch-türkische Literaturwerk, das uns bisher zugänglich geworden war, ist das große didaktische Gedicht *Qutaδγu bilig*, das in Kaschgar im Jahre 1069 verfaßt worden ist. Bedeutend älter sind jedoch die zum Zeil kolossalen türkischen Inschriften aus der nördlichen Mongolei, von denen diejenigen, die sich bestimmt datieren lassen, aus dem ersten Drittel des 8. Jahrh. stammen. Die Sprachform, mit der wir jetzt in Turkestan eine viel genauere Bekanntschaft machen, steht ungefähr auf derselben Stufe wie die Sprache der Inschriften und ist von dieser nur dialektisch verschieden. Die Schriftarten, die in den türkischen Handschriften angewandt werden, wechseln sehr stark. Am häufigsten ist das oben erwähnte sogenannte uigurische Alphabet, aber daneben findet sich die manichäische und seltener die Brāhmīschrift, am seltensten endlich die eigentümliche runenartige Schrift. Von den drei Religionen ist der Buddhismus wohl im größten Umfang vertreten, wesentlich durch zahlreiche Übersetzungen aus der indischen religiösen und legendarischen Literatur, teils aus Werken, deren Originale wir nicht mehr haben, sondern höchstens durch Übersetzungen in andre Sprachen, namentlich ins Chinesische, kennen. Aber auch andre Texte indischen Ursprungs sind gefunden, so z. B. einige türkische Wiedergaben von Sagen aus dem großen indischen Heldengedicht Mahābhārata, das also in Turfan zu dieser Zeit bekannt gewesen sein muß. Recht bedeutend ist auch die Anzahl manichäischer Texte, darunter z.B. mehrere interessante und in religionsgeschichtlicher Hinsicht sehr aufschlußreiche Schriftformulare mit ausführlicher Aufzählung aller möglichen Arten von Sünden und Gebeten um Vergebung, falls man mit oder gegen seinen Willen irgendeine von ihnen begangen hätte.[2]) Hierher

[1]) [Seitdem erschien: E. SIEG und W. SIEGLING, *Tocharische Sprachreste, I. Band: Die Texte* (in Transkription und Faksimiles), Berlin-Leipzig 1921, vgl. dazu W. SCHULZE in *Dtsch. Lit. Ztg.* 1923.]

[2]) [Vgl. jetzt W. BANG, *Manichäische Laien-Beichtspiegel*, SA. aus *Le Muséon* 36 (1923) S. 137—242.]

gehört vielleicht auch ein kleines in Tun-huang gefundenes, vollständig erhaltenes Buch, das auf vorzüglichem chinesischem Papier mit der alten Runenschrift geschrieben ist. Dieses Buch, daß ich auf STEINS Ersuchen herausgegeben und übersetzt habe[1]), und das nach einer Schlußbemerkung zum Gebrauch zweier mit Namen genannter Knaben oder junger Männer geschrieben ist, die an einer ebenfalls mit Namen genannten, uns unbekannten Lehranstalt studieren, bietet in einer Reihe ganz kurzer Kapitel kleine Situationsschilderungen, z. B. den chinesischen Kaiser, der auf seinem Thron sitzt, einen Kampf zwischen einem Bären und einem Wildschwein, kleine Jagdszenen und vieles andre, und eine jede von diesen schließt mit einer Äußerung „dies ist gut" oder „dies ist schlecht". Es ist offenbar, daß das Buch sich in der einen oder andren Weise auf Glück oder Unglück bezieht; ich habe angenommen, daß es eine Art Wahrsagebuch sei, in dem man nachschlug; mein Freund ESAIAS TEGNÉR hat mich später darauf aufmerksam gemacht, daß es etwa der Text zu einer Art Spiel mit Bildern und Würfeln sein könnte, so daß das „gut" oder „schlecht" sich auf den Wert des Bildes bezieht, auf welches der Stein des Spielers nach dem Würfelausfall gerückt werden soll. Diese Deutung kann gewiß manches für sich haben. — Endlich finden sich auch einzelne Texte christlichen Inhalts, darunter ein merkwürdiges Stück von der Anbetung der Magier, erzählt nach den apokryphen Evangelien.[2])

Bei dem, was sich in andern Sprachen als den jetzt erwähnten findet, will ich nicht näher verweilen; ich erwähne nur, daß außer wenigem Mongolischen oder Blättern von christlichen Hymnen u. a. auf Syrisch, eine Menge auf Tibetisch gefunden ist, teils von wirklicher Literatur, teils von Urkunden, Briefen u. dgl., und endlich, daß dasjenige, was von Chinesischem gefunden ist, eine ganz überwältigende Masse ist. Am ältesten sind die zahlreichen auf Leder oder Holztafeln geschriebenen Urkunden, zu denen vgl. oben S. 10. Die ältesten Papierhandschriften scheinen bis ins 2. Jahrh. n. Chr. zurückzugehen und nur wenig jünger zu sein als die erstmalige Erfindung des Papiers selber durch den Chinesen Tsai-lun. Die Hauptmasse der späteren Handschriften scheint teils dem buddhistischen Kanon anzugehören, teils in Urkunden oder Aufzeichnungen aller Art zu bestehen. Oft hat man, da das Material offenbar teuer oder schwer zu erlangen war, ältere Handschriften in andren Sprachen benutzt, um an un-

---

[1]) Vgl. den oben S. 10 Anm. 1 zitierten Aufsatz.

[2]) Vgl. l. c. S. 231 Anm.

[3]) [Es spricht vieles dafür, daß dieses Stück (veröffentlicht von F. W. K. MÜLLER in *Uigurica I, Abh. Preuß. Akad.* 1908) manichäischer, nicht christlicher Herkunft ist.]

beschriebenen Stellen oder geradezu über die alte Schrift weg zu schreiben.

Es sind nur die Hauptzüge der auf die Vergangenheit von Ostturkestan bezüglichen Entdeckungen, die ich hier in aller Kürze habe erwähnen können. Aber ich hoffe, daß der Leser davon immerhin eine allgemeine Vorstellung sowohl von der großen wissenschaftlichen Bedeutung dieser Entdeckungen gewonnen haben wird, als auch von der Summe ausdauernder und oft mühseliger Arbeit, die sie und ihre Verwertung ermöglicht hat.